

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 26.

Sonntag, 31. Januar.

1915.

(8. Fortsetzung.)

Die Ehe des Herrn Terbrügge.

Roman von F. Carlsen.

Nachdruck verboten.

Als Terbrügge nach anderthalb Stunden klopfte, trat ihm Magda fix und fertig entgegen. Sie trug ein elegantes Mohrseidenkostüm, das aus einem ersten Berliner Atelier war und wunderbar saß, und eine kleine schwarze Toque, die schief auf das rostrote Haar drückte und das Bild einer Mondaine vervollständigte, die in den eleganten Rahmen des funkelnden Gesellschaftsbildes von Monte Carlo vorzüglich paßte.

„Bist du mit deiner Jungfer zufrieden?“ fragte Terbrügge.

„Ich danke dir für diese Aufmerksamkeit! Ich muß gestehen, daß ich all den Koffern und Kasten ganz ratlos gegenüberstand!“

„Wollen wir jetzt zu Mama fahren oder ziehst du es vor, ein bißchen im Ort herumzuflanieren?“

Magda schaute sich ein wenig vor der ersten Begegnung mit der Schwiegermutter, aber sie empfand selbst die Unliebenswürdigkeit, die in jedem Bögen gelegen hätte, das ihrem Mann das Wiedersehen mit den Seinen erschwerte, und sagte hastig: „Selbstverständlich fahren wir sofort nach Beaulieu!“

Ein dankbarer Blick antwortete ihr, aber auch hier wie auf der ganzen Reise machte er nicht den geringsten Versuch, ihr mit einer Zärtlichkeit zu nahen. Ein paar Minuten später saßen sie bereits im Auto.

Auf der Fahrt sprachen sie nicht viel. Magda nahm mit offenen Augen all die Schönheit in sich auf, an der der Weg so reich war. In diesem herrlichen Sonnentage zeigten sich die Reize der Riviera im blendendsten Licht. Meer und Himmel waren von der unwahrscheinlichen Bläue, die der Mantel der Madonna auf den Bildern der Primitiven hat, die Palmen und der Rasen von satten, strahlendem Grün, und dazwischen leuchtete die breite, weiße Straße, an der einen Seite von Villen gesäumt, an deren Mauern sich Crimson Rambler und Schlingpflanzen wie ein Netz hinaufkletterten.

Nach einer Fahrt von zwanzig Minuten machten sie vor einer kleinen, sehr eleganten Villa Halt. Ein galonierter Lakai öffnete ihnen und meldete sie, und wenige Augenblicke darauf stand Stephans Mutter, die dem Diener hastig gefolgt war, vor ihnen.

Ihr erster Blick, ihre erste Begrüßung galten der Schwiegertochter. Sie zog sie an sich und küßte sie lange und zärtlich auf die Stirn, dann hielt sie sie ein wenig von sich entfernt und sah sie lange und prüfend an, so daß Magda das Blut in die Wangen stieg. Und das leidvolle Gesicht mit den vielen feinen Linien um Mund und Schläfen erhellte sich in einem gütigen Lächeln.

Jetzt erst wendete sie sich ihrem Sohne zu und zog ihn in ihre Arme. Wortlos, aber um so zärtlicher war der Kuß, mit dem sie ihn begrüßte. Die schlaffe, kleine Gestalt verschwand fast in seinen Armen, und Magda sah verstohlen, wie weich der Ausdruck seiner Züge wurde, als er seine Mutter ansah. Er verstand es also, zu lieben, nur sie hatte er an sich gerissen wie Raubgut, ohne sich die Mühe zu nehmen, ein Gefühl zu heucheln.

Frau Terbrügge hatte den einen Arm in den ihrer Schwiegertochter, den anderen in den ihres Sohnes gelegt und schritt nun mit ihnen dem Hause zu, wo sie der kranke Bruder erwartete.

„Erschrick nicht, mein Kind, vor unserem armen Fred! Er sieht gerade jetzt sehr schlecht aus. Wir haben schlimme Tage durchgemacht, aber er fängt an, sich zu erholen, die Schmerzen haben nachgelassen, und er verbringt schon wieder Stunden im Garten, was ja ein großer Fortschritt ist.“

Magda schauerte zusammen, als sie die Mutter mit solcher Resignation von dem Sohne sprechen hörte, der bis vor einem Jahre ihr Stolz gewesen war durch seine blühende Kraft und Schönheit, und den ein grausamer Zufall plötzlich in der Blüte geknickt. Es ist immer entsetzlich, einen jungen Menschen leiden zu sehen, um so mehr aber, wenn die Unabänderlichkeit eines grausamen Geschicks uns entgegengrinst und auch nicht der leiseste Hoffnungsstrahl das lange Dahinsiechen erträglich macht. Wie konnte die Mutter noch so ruhig und gelassen sein, da sie doch vom Bette dieses kranken Kindes kam und zu diesem zurückging?

Sie hatte keine Zeit, diesen Gedanken zu Ende auszuspinnen, denn schon öffnete sich die Tür eines Zimmers vor ihnen. In strahlende Helle getaucht war der Raum. Durch die offenen Fenster und die Balkontür flutete Licht und Farbe des sonnigen Tages herein auf das Ruhebett, das so gestellt war, daß der Blick des Kranken über das Meer hinschweifen konnte.

„Stephan bringt uns seine Frau, Fred!“ sagte Frau Terbrügge und führte Magda zu dem Lager. Eine heiße Hand faßte die ihre und zog sie an die Lippen, und als Magda aufsaß, erschraf sie fast bei dem Anblick dieses wunderschönen Gesichtes, das außer einer marmorfarbenen Blässe keinerlei Zeichen körperlichen Verfalls aufwies. Wäre nicht der unbewegliche Unterkörper gewesen, den die Decken barmherzig verhüllten, man hätte bei seinem Anblick an einen ruhenden Apoll denken können.

„So mußte Stephans Frau aussehen!“ sagte er leise. „Ich habe mich auf dich gefreut wie ein Kind, schon weil du meinem großen Bruder das Glück gebracht hast. Wir werden Freunde sein, denn ich sehe es deinen schönen, feuchten Augen an, daß du Geduld mit mir haben wirst. Willst du ein bißchen von der Liebe für Stephan auf mich übertragen?“

Magda zuckte zusammen bei diesen Worten. Sie wandte die Augen ab, so sehr fürchtete sie sich zu verraten vor diesem klaren, leuchtenden Blick, der in die Tiefen ihrer Seele zu gleiten schien. Aber Stephan half ihr. Er bog sich über den Bruder und küßte ihn.

„Daß ich dich wieder habe, Stephan! Nicht wahr, ihr verlaßt uns nicht so bald. Es ist ja gleich, wo ihr glücklich seid, und ich habe dich so bitter, so schmerzhaft entbehrt!“

„Wir bleiben, so lange es geht“, sagte Stephan, und seine Stimme klang so weich und gut, wie Magda sie nie gehört hatte.

„Aber wird Magda nicht zürnen, weil ich sie um ihre schöne Reise bringe?“ sagte Fred zögernd.

„Ich freue mich auf unser Zusammensein und habe so gar keine Bedürfnisse nach wechselnden Orten und Eindrücken, und wenn erst der Frühling da ist, dann mußt du nach Deutschland zurück. Wir haben ein großes, schönes Haus, fast zu groß für uns beide allein...“

„Aber, Kind, wir zwei mitten in eurer jungen Ehe hinein! Das kann doch nicht dein Ernst sein!“ sagte Frau Terbrügge lächelnd.

„Ich kann mir nichts Schöneres denken, Mutter. Aber ich begreife, daß es dir jetzt noch seltsam erscheint. Ich will euch erst beide erobern, und ich hoffe, ihr macht es mir nicht zu schwer.“

„Ich zweifle nicht daran, daß dir das sehr schnell gelingen wird, kleine Zauberin. Du hast ja Stephan im Sturm genommen. Bei seinem letzten Besuche hier vor drei Monaten erwähnte er deinen Namen noch nicht einmal, und nun seid ihr Mann und Frau! Sag, Stephan, wußtest du wirklich noch nichts von Magda damals?“

„Gewiß“, erwiderte er ruhig. „Ich kannte Magda seit Jahren!“

„Und erst in den letzten Monaten ist der Entschluß in dir gereift?“

„Ja!“ Kurz und abweisend klang das. „Dann bist du blind gewesen all die Zeit hindurch. Sieh sie doch an, wie schön sie ist! Ich liebe sie schon und kenne sie erst seit zehn Minuten, und du hast Jahre dazu gebraucht!“ sagte Fred warm.

Frau Terbrügge befahl, den Tee auf der Terrasse zu servieren, und Stephan rollte das Ruhebett seines Bruders selbst hinaus. Als sie draußen saßen, zog sie sich mit Magda für ein paar Augenblicke in eine entfernte Ecke zurück.

„Du hast meinem armen Jungen die Sonne ins Haus gebracht. Schon lange habe ich ihn nicht so froh und munter gesehen. Dafür danke ich dir von Herzen, meine Tochter!“

Magda neigte sich zu der alten Frau und faßte liebevoll ihre Hand.

„Ist denn gar keine Hoffnung auf Genesung?“ flüsterte sie.

„Gar keine.“

„Aber keine Jugend kann Wunder wirken!“

Die Mutter sah an ihr vorüber ins Leere.

„Ich hasse Illusionen und glaube an keine Wunder mehr, mein Kind, und vom medizinischen Standpunkt ist eine Heilung ausgeschlossen. Wir müssen froh sein, wenn der Zustand erträglich ist, und wenn es uns verbietet, ihn noch jahrelang zu behalten. Aber auch das wünsche ich nur, solange seine Leiden nicht zu groß sind, um ihm die Freude am Leben, die er in gewissen Momenten doch zu empfinden fähig ist, zu rauben. Nie hätte ich den Egoismus, seine Leiden zu verlängern und ihn in der Welt zurückzubehalten, wenn er fortwollte. Ich selbst würde ihm das Gift geben, das ihn befreit.“

Magda schauerte zusammen. Das alte, verwelkte und doch noch schöne Gesicht hatte tragische Größe in diesem Augenblick.

„Mutter!“ rief Fred hinüber.

Wie weggerückt war der gedanken schwere Ausdruck der edlen Züge, und ein mildes, freundliches Lächeln erhellte sie, als sie zu ihrem Schmerzenskind hinüberschritt, ihm half, sich aufzurichten, und ihm die Kissen zurechtzurücken.

Stephan hatte sich abgewendet und sah hinaus. Magda fühlte die Qual, die durch seine Seele tobte beim Anblick dieses gefällten jungen Stammes. Sie teilte seine Empfindung mit derselben Intensität, als wären sie gleichen Blutes gewesen, aber jedes warme Wort

erstarb ihm gegenüber auf den Lippen. Ein Gespräch entspann sich über gemeinschaftliche Interessen, die in der Heimat wurzelten, und Magda hörte schweigend zu und erstaunte nur manchmal im stillen, wie gleich der Strom der Gedanken und Gefühle in diesen drei Mitgliedern einer Familie floß, wie sie sich andeutungsweise verstanden und ergänzten.

Es begann langsam zu dunkeln, und Stephan machte zum Aufbruch, denn die nächtliche Kühle der Riviera machte sich bereits empfindlich fühlbar. Sie verabschiedeten sich mit dem Versprechen, morgen wiederzukommen und bestiegen das Auto, und fort ging es im schnellsten Tempo durch die Dämmerung.

(Fortsetzung folgt.)

22 = Lesefrucht. = 22

Willst du glücklich sein im Leben,
Trage bei zu anderer Glück;
Denn die Freude, die wir geben,
Rehrt uns eigne Herz zurück.

Salm.

Die verhafteten Skier.

Aus Strassburg i. E. wird uns geschrieben: Sie sind alle in die Raufesalle geraten. Wohl über hundert Schneeschuhläufer, die der Schneefesttag in den Schwarzwald hinausgelockt hatte und sie mitsamt ihren Skiern durch die Sperre wieder in den Festungsbereich Strassburg eingelassen wurden!

Heute früh ging es wie ein Rauffeuer von einem Mitglied des Skivereins zum andern, und an den Sitzsäulen stand es auch schon — schwarz auf weiß: Alle Schneeschuhe im Bezirk des Armeekorps sind von ihren Besitzern sofort abzugeben. Und das sofort! Und gesperrt gedruckt. Und dann die darauffolgende Drohung: Zuwiderhandlungen werden mit Gefängnis bis zu einem Jahr bestraft.

Das war ernst. Da durfte man weder zögern noch warten. Schweren Herzens ging man nach Haus. Im Gang stehen die Schneeschuhe, noch etwas feucht von der gestrigen Tour, schlant und biegsam, voller Erinnerungen. Daneben die Stöcke. Man nimmt sie in die Hand, man fährt liebevoll über das feine gemaserte Holz der Skier. Wie treu haben sie uns gedient, uns über tief verschneite Höhen in die Geheimnisse des Winters geführt! Wir haben ihnen so viel zu danken. Stunden voller Reinheit und Frieden, die noch in die rauhe Kriegszeit hinüberleuchten. Abfahrten zwischen weißen Bergen und vermunnten Tannen, wo jeder Muskel gestrafft war und das Herz in Kraft und Sehnsucht schlug.

Das ist ein Abschied wie von einem lieben Menschen. Aber man kennt die Bekanntmachung. Man weiß, daß sie keinen Raum für Gefühle und Erinnerungen läßt.

Darum weg damit!

Man trägt die Schuhe auf die Polizei in den Raum, wo man Dienstboten an- und abmeldet. Invalidenkarten holt, Ausweise und Aufenthaltserlaubnisheine sich ausstellen läßt. Es strotzt nur so von Regalen, Kartons und Ordnungsmappen, in der Luft steckt immer etwas von Bücherrauch und Zimmerwärme.

Da stehen nun die Skier — wohl schon zweihundert an der Zahl — an die Wände gelehnt zwischen roten und gelben Bekanntmachungen, die lauter Gebote, Verbote und Mahnungen enthalten. Und jeder Schneeschuh hat eine Seele und trägt auf einem kleinen Schild Namen und Wohnort des Besitzers. Und jede Seele beginnt zu reden, ganz leise und verschüchtert, voller Erstaunen über die seltsame Umgebung. An den Tischen sitzen die Polizisten und schreiben sich die Finger müde. Leute kommen und gehen, oft ärmlich gekleidet, mit sorgenvollen Gesichtern. Manchmal streift ein verwundeter Blick die Hölzer an der Wand; aber das ist alles. Jetzt tritt ein schlanker junger Bursche herein. Er hat gestern die Abfahrt vom Feldberg ins Tal gemacht, und die Wangen sind ihm noch rot von Sonne und Schnee. Der Polizist nimmt ihm die Skier ab und stellt sie in eine Ecke, direkt vor eine Bekanntmachung, die mit den pechschwarzen Worten beginnt: „Es ist verboten...“ Dort stehen die freien Söhne des Waldes. Verhaftet, gefesselt. Und sie ähzen und stöhnen, bis

Ne plötzlich stürzend zu Boden fallen. Das wirkt wie eine Befreiung, die die Stille und gleichmäßige Ordnung jäh unterbricht. Der Polizist hebt stuchend die Stier auf. Damit ist die Ruhe wieder hergestellt.

Aber die Hölzer haben sich nicht beruhigt. Eines redet zum andern. Sie erzählen von tollen Fahrten in Nacht und Nebel, mit Laterne und Kompaß, von Sonnentagen auf schneeiger Halde, von Eis und Schnee und den Wundern des Roubreißs. Und ganz langsam füllt sich der graue Polizeiraum mit frischer Waldluft — wie die Bäume auf dem Berge ragen die Stier stolz und sicher in die Höhe. Ich sehe und fühle es ganz deutlich, während ich zwischen ihnen stehe und auf die Bescheinigung für das Abliefern meiner Schneeschuhe warte.

Nun halte ich den Zettel in der Hand. Ein letzter Blick auf den Stwald, ein letztes Lebenswohl, und dann kehre ich ohne die Hölzer nach Hause zurück, und wie zum Hohn wirbeln und tanzen auf der Straße weiche, weiße Schneeflocken.

G. Scheide.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Zwei Briefe zum Kriege aus dem Gefängnis. Wie tief das Vaterlandsgefühl verankert ist und wie stark die patriotische Erhebung der Nation selbst auf Leute wirkt, die gegen die Gesetze gesündigt haben, beweisen zwei interessante Briefe von Sträflingen aus Blößensee, die in der bei Otto Liebmann erscheinenden „Deutschen Strafrechtszeitung“ veröffentlicht werden. Die Schreiber waren beide Fürsorgezöglinge und sind mehrmals, zuletzt mit mehrjährigen Gefängnisstrafen belegt worden. An einen Jugendgerichtshelfer, der sich ihrer nach ihren früheren Bestrafungen durch das Jugendgericht angenommen hatte, sind die Briefe gerichtet; sie zeigen, daß auch bei tiefgesunkenen und schwerbestraften Personen ein gewaltiges Erlebnis, wie dieser Krieg, wertvolle ethische Empfindungen entbinden kann. „Sie glauben gar nicht“, schreibt der eine Sträfling, „wie schmerzhaft es ist, hier hinter Mauern zu sitzen, wo vielleicht Bruder und Schwager im Felde für unser elendes Leben fallen. O, nichts ist schmerzlicher, als hier untätig zusehen zu müssen mit gesundem Körper, wie vielleicht Tausende fallen draußen in der Schlacht. Meine Strafe fällt mir jetzt unendlich schwer, Tage werden mir jetzt zu Wochen. Ich wünsche mir nur eins, mitschöpfen zu dürfen, um vielleicht zum Teil das wieder gut machen zu können, was ich an den Gesetzen des Vaterlandes gestreift. Noch sehe ich meine Hoffnung auf Sie; sollte aber das vergebens sein, so gibt es keinen unglücklicheren Menschen als Ihr Ahnen ergebener G. D.“ Während dieser noch an der Möglichkeit, mitschöpfen zu dürfen, zweifelt, glaubt der andere bestimmt, daß er mit darf. „Wie ich aus bestimmter Quelle erfahren habe, werden alle militärpflichtigen Leute untersucht und eingezogen. Ich bin mit dabei; darum, weil ich jeden Tag eingezogen werden kann, so möchte ich Ihnen vorher meinen Dank abstatten für all Ihre Liebe und Güte, die Sie mir zuteil haben werden lassen. Ich gehe gern mit in den Krieg gegen die Feinde meines Vaterlandes, ob ich falle, danach frage ich nicht, wenn ich falle, so falle ich eben als Deutscher, wie es sich gehört von einem Deutschen. Ich opfere ja viel, meine Hoffnungen und die Zukunft, aber mein Vaterland ist mir lieber als alles andere, wenn ich auch mal schwer verstoßen habe gegen die Gesetze, so verstehe ich doch für mein Vaterland zu kämpfen und zu sterben, wenn es sein soll, es gibt nur ein Deutschland und sonst nichts auf der Welt! ... Noch eine große Bitte an Sie, sind Sie so freundlich und grüßen Sie meine Eltern und wenn es sein kann, so kommen Sie so schnell wie möglich mit meiner Mutter zur Sprechstunde, damit ich nicht mit einem unruhigen Gewissen in den Kampf ziehe und mir sagen muß, Deinge Eltern haben Dir nicht vergeben. Also wenn es sein kann, tun Sie es, es ist die Bitte eines Deutschen, der gewillt ist, sein Blut und Leben für seine Lieben, den Kaiser und das Vaterland einzusetzen. Leben Sie wohl auf immerdar!“

Die Bienen als Bundesgenossen der Deutschen. Obwohl unsere Feinde alle möglichen Hilfstruppen aus den fernsten Weltgegenden gegen uns mobil gemacht haben, müssen sie doch zugestehen, daß der erfindertische Geist der Deutschen die von

der Natur gegebenen Hilfsmittel besser auszunutzen versteht als sie. So ist denn ein englischer Bericht aus Ostafrika, der nach Ägypten gelangt ist und von Kairo aus der „Times“ übermittelt wird, voll uneingeschränkter Lobes über die besondere Geschicklichkeit der Deutschen im Buschgefecht. Ja, nach dieser Meldung haben unsere Schutztruppen sogar die Bienen gegen die Engländer mobil gemacht. „Die Deutschen verbergen unter dem Sand und im Dickicht Sesse, die über alle Pfade gezogen sind, und wenn unsere Soldaten dann daran stoßen, dann fallen dadurch Fahnen herunter, die auf den Bäumen befestigt sind. Auf diese Weise werden unsere Linien genau bezeichnet, und das Herabfallen der Fahnen ist das Zeichen für ein heftiges Feuer der Scharfschützen und Maschinengewehre, die auf den Bäumen oder im Gebüsch versteckt sind. Noch eine andere sinnreiche Methode wurde von dem Feind mit großem Erfolg angewandt. Schwärme wilder Bienen, die durch Rauch teilweise betäubt waren, wurden in das Dickicht auf jeder Seite der engen Wege gebracht, durch die unsere Truppen kommen mußten, und zwar stets einige Stunden, bevor der Angriff begann. Drähte oder Seile, die in derselben Art wie bei den Fahnen verborgen wurden, hoben die Deckel von den Bienenkörben, in denen die Schwärme sich befanden, und die Scharen der wütenden Bienen, die sich von ihrer zeitweiligen Betäubung erholt hatten, waren nun gegen unsere armen Soldaten losgelassen. Der Mißerfolg bei verschiedenen Angriffen ist der fürchterlichen Wirkung dieser Bienenheere zuzuschreiben, die nicht minder schrecklich waren als die deutschen Gewehre und Maschinengewehre. Viele Soldaten wurden im Gesicht oder an den Händen entsetzlich zerstoßen, so daß sie zeitweise nichts sehen oder die Waffen nicht mehr halten konnten. Einem einzigen Mann des Royal North Lancashire-Regiments wurden über hundert Stacheln herausgezogen.“

Ein kriegsrechtlicher Feldpostbrief wird in der neuesten Nummer der „Deutschen Strafrechts-Zeitung“ von Amtsrichter Dr. Hellwig veröffentlicht. Der Verfasser, der als Unteroffizier der Landwehr im Felde steht, hat als solcher Gelegenheit gehabt, in langen Gesprächen die Denkungsweise der Mannschaften kennen zu lernen und mit ihnen über ihre Auffassung rechtlicher Fragen zu diskutieren. Wenn auch die Rechtsunkenntnis in den breitesten Volksschichten sehr groß ist, so war es doch nicht schwer, den Leuten die Grundaussagen der Rechtsprechung nahezubringen, und es ist zu hoffen, daß in künftigen Zeiten die „staatsbürgerliche Erziehung“, zu der auch die Rechtskunde gehören muß, hier einen vollständigen Wandel schaffen wird. Die Kriminalität des Heeres ist nach den Erfahrungen des Amtsrichters Hellwig außerordentlich gering. Fälle von unerlaubter Entfernung vom Truppenteil und andere Vergehen sind nur ganz vereinzelt vorgekommen. Selbst wenn man annimmt, daß eine Reihe von Tatbeständen, die unter die Strafgesetze fallen, nicht zur Rechenschaft gezogen werden, daß ferner der Anreiz zu Vergehen durch die erlaubte Begehung von Ausgleichshandlungen — Zerstörung von Häusern, aus denen geschossen worden ist, Tötung des Feindes, Weirückung von Gegenständen aller Art — stark vermindert ist, so bleibt das Ergebnis doch außerordentlich günstig. Der gemeinsame Gedanke, der alle beherrschende Wille, den Feind niederzurufen, hat augenscheinlich alle anderen Triebe zurückgedrängt. Die vollkommen ausreichende, ja vorzügliche Verpflegung, der kameradschaftliche Sinn, der die Kameraden, die von den Lieben der Heimat allerlei Süßigkeiten, Tabak und Zigarren, Wurst und Schmalz empfangen, brüderlich mit den weniger Bedachten teilen läßt, nehmen beinahe jeden Anlaß zur Begehung von Vermögensdelikten. Ernste Zwistigkeiten und daraus entstehende Körperverletzung und Totschläge können in einem Heere, wie dem unseren, keinen Boden finden. Unteroffiziere und Mannschaften schiden fast durchweg den größten Teil ihrer Löhnung nach Hause, obwohl sie sich allerlei Bequemlichkeiten dafür verschaffen könnten; die braven Landwehrmänner, die fast durchweg Familienväter sind, bewahren auch im Felde Weib und Kind, Eltern und Geschwister eine oft rührende Anhänglichkeit und Fürsorge. Die straffe Disziplin ist selbstverständlich ein die Kriminalität vermindender Faktor. Sie läßt auch Sexualvergehen so gut wie gar nicht vorkommen; die Ablenkung der Triebe und Gedanken, die Konzentrierung der ganzen Willenskraft auf das eine große Ziel wandeln den ganzen Menschen um und können selbst einen so elementaren Trieb vollkommen ausschalten.

Schach

Alle die Schachbecke betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen.
Organ des Schachvereins Wiesbaden.

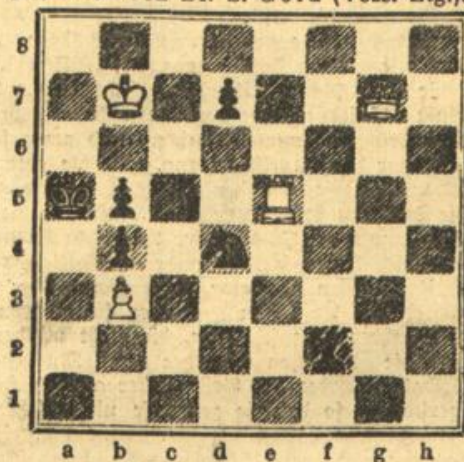
Redigiert von H. Diefenbach

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags- und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstrasse.
Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 31. Januar 1915.

Schach-Aufgaben.

Nr. 300. Von Dr. S. Gold (Voss. Ztg.).



Matt in 2 Zügen.

Nr. 301. A. Kraemer („Die Bergstadt“).
Kb2, Db7, Tb4, Bh3. — Kh8, Th5, Bh4.
Matt in 3 Zügen.

Partie Nr. 109 (Damenbauerspiel).

1915 in Buenos Aires gespielt.

Weiß: Capablanca. — Schwarz: Villegas.

- | | | | |
|--------------------------|--------|---------------------------|----------------------|
| 1. d2—d4 | d7—d5 | 19. Lb2×d4 | Lf6×d4 |
| 2. Sg1—f3 | Sg8—f6 | 20. Te4×d4 | Dd7—c7 |
| 3. e2—e3 | c7—c6 | 21. Tf1—d1 | Ta8—d8 |
| 4. Lf1—d3 | Lc8—g4 | 22. b3—b4 | Td8×d4 |
| 5. c2—c4 | e7—e6 | 23. De3×d4 | b7—b6 |
| 6. Sb1—d2 | Sb8—d7 | 24. g2—g3 | Tf8—c8 |
| 7. 0—0 | Lf8—e7 | 25. Td1—c1 | Tc8—d8 ¹⁾ |
| 8. Dd1—c2 | Lg4—h5 | 26. Dd4—e3 | Kg8—f8 |
| 9. b2—b3 | Lh5—g6 | 27. c4—c5 | b6×c5 |
| 10. Lc1—b2 | Lg6×d3 | 28. De3—e4 | Td8—d5 |
| 11. Dc2×d3 | 0—0 | 29. b4×c5 | g7—g6 |
| 12. Ta1—e1 | Dd8—c7 | 30. c5—c6 | Kf8—g7 |
| 13. e3—e4 | d5×e4 | 31. a2—a4 | Td5—d6 |
| 14. Sd2×e4 | Sf6×e4 | 32. De4—e5† | Aufgegeben, |
| 15. Te1×e4 | Le7—f6 | da die Umwandlung des | |
| 16. Dd3—e3 | c6—c5 | Bauern in eine Dame nicht | |
| 17. Sf3—e5† | c5×d4 | aufgehalten werden kann. | |
| 18. Se5×d7 ¹⁾ | Dc7×d7 | | |

¹⁾ Ein überraschendes und starkes Damenopfer, das Schwarz mit Recht ablehnt. Denn auf 18... d4×e3 würde folgen: 19. S×f6† g7×f6, 20. Tg4† und Matt im nächsten Zug. Oder: 19... Kh8, 20. Th4 h7—h6, 21. T×h6† g7—h6; 22. Sd5† und Gewinn eines Offiziers.
— ²⁾ Der c-Bauer ist frei und soll die Entscheidung bringen.

Auflösungen:

Nr. 296 (3 Züge). 1. Tf6, L×f6 2. K×f6; 1..., co
2. Th8†.

Nr. 297 (2 Züge). 1. Sg4.

Richtige Lösungen sandten ein: F. S., Dr. M., J. K., Wdw., Paul Zimmermann und H. Hbm., sämtlich in Wiesbaden, zu beiden Aufgaben, zu 296 auch Max Deubert, C. E. Bergling, R. Nst., Karl Wiesemann und Wilh. Hanson, sämtlich in Wiesbaden.

Briefkasten.

An mehrere Löser. Bei 297 scheitert 1. Sc6 an 1... Sg3. Bei derselben Aufgabe scheitert 1. Dg4† an 1... Kf5.

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Bilderrätsel.

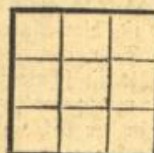


Tauschrätsel.

Es sind 8 Wörter zu suchen von der Bedeutung unter a. Von jedem dieser Wörter ist durch Umtausch eines Buchstabens an beliebiger Stelle ein neues Hauptwort zu bilden von der Bedeutung unter b. Die bei den Wörtern unter b neu eingefügten Buchstaben benennen im Zusammenhang den Schauplatz einer bedeutsamen Niederlage der französischen Truppen.

- | | |
|---------------------|------------------------|
| a | b |
| 1. Pflanzenteil | — schmackhafter Fisch. |
| 2. Stück Holz | — weiblicher Vorname. |
| 3. Teil des Körpers | — Baum. |
| 4. Gewand | — Blume. |
| 5. Wegmaß | — Singvogel. |
| 6. Form des Wassers | — tierischer Stoff. |
| 7. Werkzeug | — Körperteil. |
| 8. deutscher Fluss | — Nutzpflanze. |

Zahlenquadrat.



In die Felder nebenstehenden Quadrates sind aufeinanderfolgende Zahlen derart zu setzen, daß jede wagerechte und senkrechte Reihe sowie jede der beiden Diagonalen die Summe von 90 ergibt.

Rätsel.

Das war im Argonnenwalde
In einem Schützengraben,
Wo unsere wackern Krieger
Seit Tagen schon Ruhe haben.

Da sprach der Älteste: „Jungens,
Wir wohnen hier ganz prächtig,
Doch krabbelt's mir in den Gliedern
Ganz mächtig, niederträchtig;

Da kommt bald böses Wetter,
Das liegt mir schon in den Knochen!“
Und richtig! Ein Blitzen und Krachen
Gab's, als er kaum ausgesprochen.

Ein chemisch Element erst, —
Ein Fisch, und — leicht zu raten —
Dann Lebenshauch und ein Vogel,
Den hoch man schätzt als Braten.

Nehmt jedem ein Zeichen! Das Ganze
Ward heftig vom Feinde begonnen.
Doch stürmend blieben wir Sieger
Im Walde der Argonnen.

-li.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 39.

Bilderrätsel: Steuereinnahmer. — Tauschrätsel: Arier, Stern, Halm, Kehle, Lende, Wink, Most, Birne, Wespe, Wiese (Armee-korps). — Königszug: Und wer den Tod im heiligen Kampfe fand, Ruht auch in fremder Erde im Vaterland. — Scherzrätsel: Muselman (Mund, Selma). — Magisches Wortquadrat: Reim Ente, Insel, Messer, Eule, Uhr, Leiter, Ei, Ilse, Licht, Sichel, Engel, Meer, Eichel, E-ele Rose